

LISA GINZBURG

CARAPAX

ROMAN



LISA GINZBURG

CARAPAX

ROMAN



Co-funded by
the European Union

LISA GINZBURG

CARAPAX

ROMAN

*Aus dem Italienischen von
Stefanie Römer*



Carapax

© 2023 *nonsolo* Verlag, Freiburg

Erste Auflage, März 2023

Titel der italienischen Originalausgabe: *Cara pace*

Copyright © 2020 Adriano Salani Editore s.u.r.l. – Milano

Lektorat: Irene Pacini

Satz und Layout: Andrea Wöhr

Carapax ist die zweite Publikation aus einer Reihe von fünf Romanen, die zum Projekt *Identität und Diversität in der italienischen Gegenwartsliteratur* gehören. Das Projekt wird im Rahmen des *Creative Europe Programme* (CREA) von der Europäischen Union gefördert.

Printed in Germany

ISBN 978-3-947767-10-6

Wenn ich ich bin, weil ich ich bin,
und du bist du, weil du du bist,
dann bin ich ich und du bist du.
Aber wenn ich ich bin, weil du du bist,
und du bist du, weil ich ich bin,
dann bin ich nicht ich und du bist nicht du.
Rabbi Menachem Mendel von Kotzk

Die Vergangenheit ist ein Leuchtturm
und kein Hafen.
Russisches Sprichwort

Für meine Mutter

ERSTER TEIL
STRÖMUNGEN

Ich beschließe, dass ich unbedingt nach Rom muss. Ich beschließe es eines Abends, während ich mich abschminke. Pierre liegt schon im Bett, im Badezimmerspiegel kann ich ihn durch den Spalt der leicht geöffneten Tür sehen, wie er so tut, als lese er *Der Mann, der den Zügen nachsah*, den Krimi von Simenon – aber er tut eben nur so: Er ist hundemüde und viel zu beschwipst, um sich tatsächlich konzentrieren zu können.

Wir sind gerade von einem dieser offiziellen Dinner zurück, zu denen ich ihn in meiner – wie ich finde, ziemlich gut gespielten – Rolle der Diplomategattin begleite. Langweilige und immergleiche Abendessen, immer gleich die Käsesorten vor dem Dessert, die üppigen Torten, der Ton der Gespräche, die Gesichter, das Getue, das Hin und Her zwischen Themen, die mich weder interessieren noch jemals überraschen.

Wie man sich abschminkt (und schminkt), hat mir Leyla beigebracht, eine befreundete Kosmetikerin – genauer gesagt, meine Kosmetikerin und inzwischen beste Freundin. Wir führen völlig unterschiedliche Leben, sie und ich. Leyla ist nicht verheiratet, sie hat keine Kinder. Sie kümmert sich um ihren Vater, den es vor über fünfzig Jahren aus Fort-de-France auf den Kleinen Antillen nach Paris verschlagen hat, einen

reizenden älteren Herrn mit weißem Haar, das prächtig mit seiner dunklen Haut kontrastiert (einmal, an einem unvergesslichen Sonntag, war ich zusammen mit Leyla bei ihm zu Hause, in Champigny, zum Mittagessen eingeladen). Ihr Geschäft hat Leyla vollkommen allein aufgebaut, und gerade steht sie kurz davor, die über fünfundzwanzig Jahre lang angemieteten Räume ihres Kosmetiksalons im 17. Arrondissement zu kaufen, ein Etappenziel, auf das sie zu Recht stolz ist. Ich fühle mich wohl in Leylas Gesellschaft, ich liebe es, mich mit ihr auf einen Kaffee oder zum Lunch zu treffen. Manche Menschen schlagen dich von der ersten Sekunde an in ihren Bann, scheinen dich zu beflügeln, und Leyla ist solch ein Mensch für mich: ihr Kampfgeist, ihre Eleganz, das stets perfekte Make-up – die bunten Schals über den dunklen Kleidern, der auffällige Schmuck, die hohen Absätze, auf denen sie mit echter, beneidenswerter Nonchalance durch die Welt geht. Ich vertraue Leyla, vielleicht, weil sie mich ein bisschen an meine Mutter erinnert: Sie durchschaut die Dinge, ist achtsam, niemals taktlos, die Erfahrung hat sie gelehrt, auf dem Boden der Tatsachen zu bleiben, ohne dabei in Zynismus zu verfallen, und trotz ihres nicht immer ganz einfachen Lebens als Woman of Color in Frankreich habe ich sie noch nie wütend oder verzagt erlebt. Leyla hat mir also erklärt: Bevor man das Gesichtswasser verwendet, muss zuerst die Reinigungsmilch eingezogen sein – die letzten Reste von Eyeliner, Wim-

perntusche oder Kajal entfernt man am besten nach der Reinigungsmilch und vor dem Gesichtswasser. Die Lippen werden mit einer Arganöl-Creme befeuchtet, die man mit dem Finger einem sündhaft teuren, winzigen Döschen entnimmt, das ich, müde wie ich bin, nicht mehr aus meiner Tasche drüben holen will. Ich belasse es bei Reinigungsmilch und Gesichtswasser. Pierre hat kapituliert, mit letzter Anstrengung hat er das LED-Nachttschlämpchen ausgeschaltet und ist weinselig eingeschlafen. Ich sehe mich im Spiegel und finde mich wie üblich weder schön noch hässlich, ehrlich gesagt sehe ich mich gerade überhaupt nicht, so gedankenverloren, wie ich bin.

Ich war nur selten in Rom in den letzten Jahren, und auch nur zu „besonderen“ Anlässen. Gemeinsam mit Nina zur Beerdigung unserer Mutter. Davor, lange davor, zu Weihnachten, zusammen mit Pierre und den Kindern, Valentina und Samuel, die damals noch klein waren. Pierre hatte darauf bestanden, mit Nachdruck, fast schon indigniert: „Sie müssen doch auch die Stadt kennenlernen, in der ihre Mutter aufgewachsen ist; ihre Wurzeln liegen nicht nur in Paris, Maddalena, sondern auch in deiner Heimat!“ In meinem Kopf bleibt Rom jedoch ein schwieriger Ort: ein Gewirr aus Erinnerungen, bei denen ich aus einer Art Selbstschutzzinstinkt nicht allzu lange verweile.

Aber sieh an, heute Abend habe ich es beschlossen, ohne Wenn und Aber. Ich muss nach Rom.

Nina und ich waren schon immer ständig in Kontakt, doch seit sie nach New York gezogen ist, hat sie ein noch größeres Bedürfnis sich auszutauschen. Wegen jeder Lappalie ruft meine Schwester mich an oder schickt mir WhatsApp-Nachrichten. Sie treffen rund um die Uhr ein, ohne jede Rücksicht auf die Zeitverschiebung zwischen uns. Mitten in der Nacht, am frühen Morgen, tagsüber, wenn ich allein unterwegs bin, abends genau dann, wenn ich mich gerade mit Pierre und den Kindern zu Tisch setze. Gnadenlos verkündet der Mitteilungston des iPhones den Eingang neuer Worte. Übergriffige Attacken, störend wie ein nerviges Nebengeräusch. Mittlerweile schalte ich das Handy oft aus, um unerreichbar zu sein; doch sobald ich es wieder einschalte und Ninas Nachrichten sehe, werde ich jedes Mal unruhig und fühle mich verpflichtet, ihr zu antworten. „Ich hab geschlafen“, „Ich kann gerade nicht“, „Können wir morgen telefonieren?“ tippe ich hektisch, in der Hoffnung, meine Schwester möge den leisen Wink verstehen und sich kommunikativ ein wenig zügeln. Doch vergebens: Nina bleibt sich treu, stört uns weiterhin unbarmherzig. „Oh Maddi, wie dumm von mir, tut mir leid, daran hab ich echt nicht gedacht!“: eine Meisterin der Entschuldigung, nur um

gleich darauf völlig unbekümmert, als wäre nichts gewesen, abermals zu den unmöglichsten Zeiten ihre Salven abzufeuern. Ich sehe es ihr nach; doch Pierre ist stinksauer. „Das gibt’s doch nicht! Deine Schwester ist dermaßen narzisstisch, sie würde ohne mit der Wimper zu zucken sogar ein Baby aus dem Schlaf reißen!“, flucht er, wenn ich vergessen habe, das Handy auf stumm zu schalten und uns der Mitteilungston von WhatsApp unsanft weckt. Wieder tippe ich geduldig: „Bitte, Nina, denk an die Zeitverschiebung, sonst krieg ich Ärger mit meinem Mann...“ Erneut stelle ich telematische Stille her – unterbrochen von einer Flut aus Emojis, die Nina mir schickt und die ich später entdecke, Myriaden von Gesichtern, Herzchen-Augen, betenden Hände, ein Sonnenschirm, zwei sich berührende Sektgläser, Blumensträuße, geschälte Bananen, unzählige Noten, die unsere neuerliche Harmonie symbolisieren (oder heraufbeschwören) sollen.

Alles wie gehabt. Nina: Sie ist es, die zählt, sie an erster Stelle. Im Gegensatz zu Pierre regt mich ihre Egozentrik nicht auf. Ich kenne meine Schwester nicht anders, sie ist so, seit wir auf der Welt sind. Nina, meine kleine Schwester, schön und launisch, überschäumend, schwierig, die Primadonna. Anstrengend. Das komplette Gegenteil von mir, Maddalena, Kurzform Maddi, die schüchterne ältere Schwester, nüchtern, zurückhaltend. Die Nina stets unterstützt, die sie rechtfertigt, die ihr Schutzschild ist; ich, ihr liebstes Publikum.

Ich weiß genau, welche Gründe hinter den Exzessen meiner Schwester stecken, ich kenne jeden einzelnen. Wenn sie übertreibt, wenn sie fantasiert, wenn sie mit bestimmten Situationen oder ihrem Gegenüber nicht zurechtkommt, dann vor allem deshalb, weil sie sich selbst nicht unter Kontrolle hat. Ihr Wesen ist impulsiv und vielschichtig, ein Auf und Ab aus ständig schwankenden Stimmungen. Und verkompliziert wird das Ganze noch durch ihre Schönheit: magnetisch, von einer Anziehungskraft, deren wahres Ausmaß Nina bis heute nicht begreift. Selbst als erwachsene Frau erkennt sie noch immer nicht, welche Wirkung sie auf andere ausübt.

„Wow, was für ein Blick!“, Schon abertausende Male habe ich dieses an sie gerichtete Kompliment aus dem Mund von Bekannten, Verwandten, Fremden vernommen. Allesamt hingerissen von der Farbe ihrer Augen, grün wie die von Gloria, unserer Mutter. Ein sattes Grün, aus dem Verletzlichkeit, aber auch Dominanz spricht – eine Kombination von irritierender Faszination. Ein Blick, dem man sich nicht entziehen kann, von einer Intensität, die noch betont wird durch die ebenfalls makellos schönen, wie Möwenflügel geschwungenen dunklen Augenbrauen. Während ich den Körperbau der Cavallari, der Familie unseres Vaters, geerbt habe – grobe Knochen, leicht kantige hohe Hüften, Sebas schmale Schultern –, hat Nina Glorias Figur, dieselben langen Beine, wohlgeformt und gerade, den vollen

Busen, den im Verhältnis zu den Beinen etwas (aber nur eine Spur) zu kurzen Oberkörper. Denselben Gang von natürlicher Anmut, eine spontane Eleganz, die ich immer für unerreichbar hielt.

Ich lebe seit jeher mit Ninas Persönlichkeit, ich kenne sie in- und auswendig. Noch während sie ihre Mitmenschen mit ihrer aufdringlichen Natur beglückt, scheint sie sich dafür zu entschuldigen. Sie treibt einen zur Weißglut, doch gleichzeitig bettelt sie, völlig hilflos, um Verständnis. Ich, ihre (einzige) Schwester, kann das spüren. Den anderen entgeht dieser stumme Hilfeschrei: Auf sie macht Nina den Eindruck einer wunderschönen und temperamentvollen, aber auch launischen und widersprüchlichen Frau. Ninas Gesellschaft ist schön und schwierig zugleich – und unfassbar anstrengend.

Einmal, an einem Samstagnachmittag, nahm unser Vater uns mit zu einer Astrologin nahe der Via Nomentana. Viale Pola lautete die Adresse, eine kleine Seitenstraße im Schatten der Platanen entlang einer endlosen Mauer, niedrige Jugendstilhäuser mit karmesinroten und weißen Stuckelementen an den Fassaden. Die Astrologin wohnte im Erdgeschoss, sie erstellte ihre Horoskope in einem großen Zimmer am Ende eines Korridors, inmitten von mit altrosa Samt bespannten Wänden. Alles in ihrer Wohnung wirkte alt, staubig und bizarr, so bizarr wie sie selbst – groß, stämmig, schwarze Lockenmähne, rollende, leicht hervorstehende Augen. Während des gesamten Besuchs ließ sie die riesigen Papierbögen mit unseren Geburtshoroskopen vor sich auf dem Tisch liegen: kryptische Arabesken, auf die sie von oben schaute, während sie ständig den Zwicker mit ovalen, randlosen Gläsern auf der Nase zurechtrückte, von dem man nicht wusste, ob er tatsächlich als Sehhilfe diente oder nur Show war. Ihr Name war Angela Perrone; sie hatte eine Horoskop-Kolumne in einer großen Frauenzeitschrift und war offensichtlich stolz auf diese Aufgabe, was sich auch an der Inbrunst zeigte, mit der sie ihre Orakelsprüche deklamierte, untermalt von übertrieben vielsagenden Blicken – sie glich einer

Zauberin, die uns hypnotisieren wollte. Seba, unser Vater, hatte sie während der Arbeit auf einer Hochzeit kennengelernt, zu der sie eingeladen war. Nicht, dass sie im eigentlichen Sinne schön gewesen wäre, aber sie hatte ihm gefallen und sobald er erkannte, dass sie ohne Begleitung war, begann er sie mit derselben freundlichen Beharrlichkeit zu umgarnen, mit der er sie später zum Essen einlud und dann ins Bett lockte. Zwei oder drei Treffen, mehr nicht, einer dieser Flirts, die schon zu Ende sind, bevor sie richtig begonnen haben. Allerdings nicht ohne Spuren zu hinterlassen, denn seitdem glaubte Papa an Horoskope. Auch wenn sich Angela Perrone in die Schar der einst geliebten „guten Freundinnen“ eingereiht hatte, nutzte Seba die Astrologie weiterhin als bevorzugtes Instrument, um das Leben zu interpretieren. Die Deutung der Planeten blieb aus seiner Sicht die zuverlässigste unter den mannigfaltigen Zukunftsprognosen, auf die er in seiner Unruhe und Verlorenheit vertraute, nachdem unsere Mutter fortgegangen war. Es gab die Phase der Glückskekse, die beim Chinesen auf der Piazza Vittorio zusammen mit der Rechnung gebracht wurden. Papa zerbrach sie ungestüm, um die Sprüche auf den kleinen Zetteln zu lesen, die er danach faltete und im Portemonnaie aufbewahrte, und jeden Sonntag wollte er aufs Neue in dieses Restaurant, nur um noch mehr zu bekommen. „Eine Niederlage ist das Samenkorn des Erfolgs“ war der Favorit, gut sichtbar an den Kühlschränken geklebt.

Danach folgten nacheinander die Vorteile der veganen Ernährung, die unglaubliche Wirkung des Ashtanga Yoga, die Irisdiagnostik und das Handlesen, die Analyse der Körpersprache sowie die hellseherischen Künste der Grafologie und der Numerologie. Doch wie auch immer die Prophezeiung lautete, die Diagnose blieb ein und dieselbe. Seba Cavallari litt an Traurigkeit. Er war von der Mutter seiner beiden Töchter verlassen worden und nun, wie bei Depressiven in der ersten posttraumatischen Phase so oft der Fall, wollte es ihm einfach nicht gelingen, wieder auf die Beine zu kommen. Über die Gründe seines Schicksals spekulieren, das vermochte er, doch sich „in sein Schicksal ergeben“ war ihm unmöglich.

Seit damals sprach unser Vater bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit wem auch immer über Astrologie. Über die Sterndeutung offenbarte er seinen Kummer, jene dumpfe Niedergeschlagenheit, die ihn peinigte. „Gloria, Jungfrau mit Aszendent Jungfrau, mit Mond und Mars im Skorpion... nur ein Stier mit Aszendent Krebs und dem Mond im Schützen wie ich konnte auf die bescheuerte Idee kommen, mit so einer Frau eine Familie zu gründen“, hörte ich ihn einmal sagen. Ich lauschte hinter der Tür zum Wohnzimmer, wo er nach dem Essen telefonierte, während er auf Nina aufpasste, die wie hypnotisiert *Susi und Strolch* schaute. Keine Ahnung, mit wem Papa sprach; aber gewiss waren es jene Worte, jenes „nur jemand wie ich konnte auf die

bescheuerte Idee kommen...“, die bei mir den Groschen fallen ließen. Er und Mama würden nie mehr zusammenkommen. Wir konnten toben, verzweifeln, uns mit aller Kraft wünschen, die Zeit möge sich wie ein Band zurückspulen lassen. Das Leben verfluchen, so viel wir wollten: Zwischen Seba und Gloria, zwischen unserem Vater und unserer Mutter, war es aus und vorbei.

Ich war neun, Nina acht. Gloria war inzwischen seit einigen Wochen weg. Es handelte sich nicht um eine Pause, nicht um die vorüberziehende Wolke eines heftigeren Streits als sonst, nicht um ein vom Schicksal mit hinterhältiger List ausgehecktes kurzzeitiges Ereignis. Nein: Nach diesem aufgeschnappten „auf die bescheuerte Idee kommen, eine Familie zu gründen“ war alles anders. Der Himmel barg weitaus mehr, als die Erde fassen konnte; wenn in den Sternen geschrieben stand, dass Seba Cavallari und Gloria Recabo, unsere Eltern, sich trennen sollten, dann konnte man wirklich nichts mehr machen. Man konnte es nur noch akzeptieren.

Die Astrologin hatte nur die beiden bettlakengroßen Papierbögen mit unseren Geburtshoroskopen, Ninas und meinem, nebeneinanderlegen müssen, um die wesentlichen Charakterzüge zu erfassen, die unsere vollkommen gegensätzlichen – „aber auch gut zusammenpassenden“, wie die Dame eiligst betonte – Persönlichkeiten bestimmten. Nina, Jungfrau Aszendent Zwilling mit dem Mond im Widder, „blitzschnelle Auffassungsgabe, brillant, aber empfänglich

für Stimmungsschwankungen; ein weiter Weg bis zum Gleichgewicht der Selbstbeherrschung“. Ich, Krebs mit Aszendent Steinbock und dem Mond in den Fischen, riskierte das Gegenteil: Meine außerordentliche Empfindsamkeit würde mich daran hindern, mich mitzuteilen und in der Welt zu behaupten. Dann machte sie sich auf Sebas Bitte daran, Mamas Persönlichkeit zu entschlüsseln und verschiedene Zukunftsszenarien für die schwer kriselnde Beziehung der beiden zu wagen. Völlig überwältigt, wie ich inzwischen war, hörte ich in diesem Moment schon gar nicht mehr zu. Ich suchte Trost in den Sternzeichensymbolen, die mit Stecknadeln an den Samtwänden angeheftet waren, jenen Figuren halb Mensch, halb Tier. Fasziniert vor allem von der majestätischen Freiheit des Schützen, die Pferdefüße ein großartiger Kontrast zu dem menschlichen Oberkörper.

„Mama, wo bist du, warum rufst du nie an?“ Von der Kraft der Figuren ermutigt, fand die Sehnsucht eine Stimme, brach sich in Worten Bahn.

Es war bereits dunkel, als wir endlich wieder im Freien standen und uns auf dem schmalen Gehsteig der Viale Pola auf den Rückweg zum Auto machten. Die Astrologin hatte uns einen durchsichtigen Plastikbären mit kleinen, in buntglänzendes Stanniolpapier eingewickelten Schokoladenbärchen darin geschenkt. Im Auto schlugen wir ihm den Kopf auf, um uns gleich darauf wütend um die kreuz und quer über den Sitz verteilten

Süßigkeiten zu streiten. Ein heftiger Streit; bis Nina zu heulen begann, mit der zermürbenden Ausdauer ihrer Launen, gepaart mit leiser Verzweiflung. „Schalt das Radio aus, Papa, hier hinten versteht man rein gar nichts!“, hörte ich sie schluchzen. Die Musik war tatsächlich viel zu laut, sie erfüllte den ganzen Innenraum und ließ die Fenster erzittern – Papa musste sie aufgedreht haben, um unseren Streit zu übertönen. Doch das wirklich Entscheidende war nicht die Spannung; sondern Ninas Selbstherrlichkeit, mit der sie ihren Schmerz abreagierte, die Show, die sie abzog, indem sie alles herausließ, womit sie nicht umgehen konnte. Und es war egal, dass stets sie es war, die lamentierte, niemals ich. Ninas Szenen gaben unser beider Traurigkeit eine Stimme. Meine Schwester war mein Megafon.

Gloria fehlte uns. Unsäglich. Ihre Abwesenheit war ein Loch: ein Abgrund, der uns seit unerträglich vielen Tagen zu verschlingen drohte.

Im Augenblick will ich noch niemandem von meiner möglichen Reise nach Rom erzählen, weder Pierre noch den Kindern. Die Idee muss erst reifen, in meinem Kopf klare Formen annehmen, damit ich sie richtig kommunizieren kann. Mir schwebt ein kurzer Aufenthalt vor, eine Woche höchstens. Ich werde zum ersten Mal allein verreisen; ein Novum, das meine Kinder möglicherweise erstaunen, vielleicht verärgern wird. Ich zögere, verheddere mich in meinen eigenen Fragen.

„Ich muss was Dringendes mit dir besprechen, Maddi, hast du eine Minute?“ Ich habe vergessen, das Handy auszuschalten, Ninas WhatsApp-Nachricht schneit mitten in der Nacht herein. „Was heißt ‚hast du eine Minute‘? – die Nacht hat viele Minuten und alle sind ungünstig“, denke ich, so unsanft aus dem Schlaf gerissen, verärgert. Pierre schlummert seitlich zusammengerollt, die mageren langen Beine rechtwinklig angezogen, in einer seltsamen halb-fetalen Stellung, die mich anrührt. Zum Glück hat ihn der Mitteilungston nicht geweckt, seinem Atem lauschend, versuche ich mich zu beruhigen, im Halbdunkel folge ich mit angestrengtem Blick dem kaum wahrnehmbaren, von seinem leichten Schnarchen verursachten Auf und Nieder der Bettdecke. „Es ist spät, Nina, richtig spät“, tippe

ich leise, dann schicke ich meine Antwort wütend ab. Sie soll das endlich begreifen, verdammt nochmal!

Nicht, dass das, was sie mir mitzuteilen hat, keinen Anruf wert wäre. In Paris ist es zwölf Uhr mittags, ich stoße die schwere Glastür des Club Med Gym in der Rue Cadet auf, wo jeden Mittwoch mein Pilates-Kurs stattfindet, als das Handy in meiner Manteltasche vibriert.

„Guten Morgen, Ninutschka... sag, was gibt's, ich bin gerade auf dem Sprung, aber schieß los.“ Trotz meines versöhnlichen Tons signalisiere ich, dass ich in Eile bin, doch vergebens – abgesehen davon, dass Nina sich prinzipiell nicht in andere hineinversetzen kann, bin ich die letzte, um deren Bedürfnisse sie sich Gedanken macht.

„Ich verlasse Brian, Maddi.“

„Wie, du verlässt ihn? Oh Nina, aber...“

Ich bemerkte ein Zittern in ihrer Stimme, dieses unmerkliche Kippen kurz vor dem Weinen. „So ein Arsch, ich will nichts mehr von ihm wissen! NICHTS, verstehst du?!“

Willkommen zurück, Kummer. Da seid ihr ja wieder, Sorgen der Vergangenheit. Es ist lange her, dass ich als Blitzableiter für die Wutausbrüche meiner Schwester erhalten musste, dass ich mir ihretwegen Gedanken machte. Seit sie Brian kennengelernt hat, habe ich mich erleichtert gefühlt, freier. Nina hatte endlich ein echtes eigenes Leben, unabhängig von mir. Was der Geografie nicht gelungen war, hatte die Liebe vermocht: Ein wei-

ter leerer Raum trennte uns. Ein erfrischendes Gefühl, eine Möglichkeit, mich nur auf mich zu konzentrieren. Eine gesunde Distanz nicht so sehr aufgrund von Meilen und Meeresarmen als vielmehr aufgrund von Respekt, Autonomie, Stille. Zwei Schwestern, zwei Leben. Weniger Einmischungen. Und mit einem Mal reicht die Ankündigung einer bevorstehenden Trennung und schon werde ich wieder in Ninas Leben hineinkatapultiert. Als wäre kein Tag vergangen, seit wir untrennbar waren, undenkbar die eine ohne die andere.

Brian O'Brien: Ire, übergesiedelt nach Brooklyn, wo er nacheinander drei Kunstgalerien eröffnet hat, jedes Mal mit Erfolg. Alle in der Familie hatten auf ihn gesetzt – alle außer Pierre, der immer bissig ist, wenn es um seine schöne und launische Schwägerin, die stürmische und übergriffige Nina, geht: „Den serviert sie auch ab, du wirst schon sehen“, prophezeite er mir schon am Ende des Abends, an dem sie uns Brian vorstellte. „Nein, diesmal hält es!“, widersprach ich ihm. „Er ist ein richtiger Mann, erwachsen, eine echte Persönlichkeit.“ Der Grund für meinen Optimismus an jenem Abend war jedoch weder Brians sympathische Art noch sein gutes Aussehen – Nina hatte schon immer eine Schwäche für schöne Männer, nichts Neues also. Was mir Hoffnung machte, war vielmehr, dass ich sie ganz anders erlebte als sonst, freundlich, aufgeräumt, großmütig. „Kann ich dir helfen?“, hatte sie gezwitschert, als sie zu mir in die Küche kam – und wir waren zusammen dortgeblie-

ben, um Pestonudeln und einen tropischen Salat zuzubereiten, ganz die aufopfernden braven Schwesterlein, deren Männer derweil im Wohnzimmer gute Gespräche führen, ein so klischeehaftes wie neuartiges Drehbuch für uns.

Sieh an, anstatt sich wieder und wieder an den falschen Männern die Zähne auszubeißen, hat sich meine Schwester endlich entschlossen, erwachsen zu werden, hatte ich schon am Telefon gedacht, als sie mir zum ersten Mal von Brian erzählte. Auch sie war also in der Lage, sich eine „gute“ Liebe zuzugestehen. Vielleicht würde sie nie heiraten, sagte ich mir damals, aber zumindest gesetzter werden – das rechte Maß finden, etwas mehr zur Ruhe kommen, weg von dem gehetzten Rhythmus, den sie nicht nur sich selbst ständig aufzwang, sondern auch mir, ihrer Schwester, die sich auf der andern Seite des Ozeans zögerlich auf dem unsicheren Terrain zwischen Imagination und Realität bewegte, nur um ihr nahe zu sein.

Und jetzt plötzlich dieser Anruf, die Nachricht, dass sie ihn verlässt. Was treibt sie dazu, vor allem nach so langer Zeit? Hat Brian sie etwa betrogen? Er sieht irre gut aus mit seinem rötlichen Bart, dem hellen Teint und den Sommersprossen, den fröhlichen und wachen blauen Augen: leicht möglich, dass er sich von irgendeinem Mädchen hat bezirzen lassen, das in seiner Galerie aufgetaucht ist, irgendeine günstige Gelegenheit, zu der er schwer nein sagen konnte...

„Was für ein Wichser, Maddi, ich sag's dir! Er hat mir vor allen Leuten eine Szene gemacht, weil ich neulich auf der Vernissage eines griechischen Künstlers angeblich viel zu viel um den Typen, diesen Künstler, herum-scharwenzelt bin und ihm schöne Augen gemacht habe. Eine Eifersuchtsszene vom Feinsten und das einfach so in der Öffentlichkeit, ohne daran zu denken, was das bedeutet. Und weißt du, was sich der Vollidiot dann noch getraut hat mir ins Gesicht zu sagen?“

Ich würde viel lieber mehr über den griechischen Künstler erfahren, aber ich halte mich zurück.

„*Du bist nichts als eine armselige Verführerin:* Das hat er zu mir gesagt... mich so zu demütigen, vor all den Leuten, die ich kenne. Du weißt ja, wo die Galerie liegt, in der Montague Street, du hast sie ja selbst gesehen, nur ein paar Blocks vom Sri Chinmoy Center entfernt, wo ich immer zur Meditation hingegangen bin. Der perfekte Standort: Zusammen mit der Vernissage des Griechen wollten wir den Jahrestag der Galerie feiern – so gut wie alle unsere New Yorker Freunde und Bekannte waren da. Nach ein paar Minuten hat es mir gereicht, diese Szene war einfach zu viel: Ich hab mein Glas auf den Boden geschmissen und bin abgehauen, nach Hause. Es war schrecklich, Maddi, ehrlich. Einfach nur schrecklich...“

Ninas Wutanfälle: Ein Terrain, das mir bis auf den letzten Millimeter vertraut ist. Ihre Wut ist ebenso intensiv wie zuvor ihre Liebe. Jähzorn, Gereiztheit,

verletzter Stolz. Abläufe, die ich blind und fehlerfrei rekonstruieren kann, einfach deshalb, weil ich sie so perfekt verinnerlicht habe wie ein Schauspieler seine Rolle kurz vor der Premiere. Nina: wie sie jede Dynamik zerstört, indem sie mühsam aufgebaute Beziehungen für null und nichtig erklärt. Wir waren noch in der Schule, da schaffte es meine Schwester während der Probe zu einer Tanzvorführung, sich mit all ihren Klassenkameradinnen zu zerstreiten, weil sie sich nicht auf ihre Seite geschlagen hatten, als sie mit der Lehrerin über eine Stelle der Choreographie diskutierte, die aus ihrer Sicht zu steif wirkte. „Der reinste Kindergarten, lauter kopflose Hühner, die einer Prinzipienreiterin hinterherlaufen, warum muss ich bei so was mitmachen?“, zeterte sie tags darauf vor mir. Vermutlich hatte sie Recht, aber ihre Wut war eine Zumutung; mir wurde klar, dass meine Schwester eine Zicke war, und das beunruhigte mich. Nur mit viel Geduld und noch mehr Überredungskunst ließ sie sich schließlich umstimmen und nahm trotz ihres Grolls an der Aufführung teil. Armer Brian, denke ich jetzt: Er hat keine leichten Tage vor sich.

Während ich noch immer am Telefon bin, reicht mir der Junge an der Rezeption des Fitnessstudios ein Handtuch und das Schloss für den Spind in der Umkleidekabine. „Sorry, Ninutschka, ich muss jetzt wirklich aufhören... lass uns so bald wie möglich weiterreden. Aber versuch bitte nichts zu überstürzen. Lass dir Zeit.“

„Zeit wofür, Maddi? Und aus welchem Grund sollte ich nichts überstürzen? Es ist aus. Ich mach Schluss. So jemanden will ich nicht, so einen beschissenen, eifersüchtigen Mistkerl. Du weißt doch, unterdrückter Frust ist der schlimmste ... heute führt er sich so auf, nach all der Zeit, die wir nun schon zusammen sind, wagt es, mir bescheuerte Szenen zu machen. Und morgen? Was, glaubst du, kommt wohl als nächstes?“

Wenn es nach ihr ginge, würden wir den ganzen Nachmittag reden, das weiß ich. Ich komme zu spät zum Pilates-Kurs, die Trainerin verweist mich mit einer freundlichen Geste auf einen Platz ganz hinten im Raum, wo ich meine Matte ausrolle. Eineinhalb Stunden pures persönliches Wohlbefinden. Die Muskulatur dehnen, die von meinen verrückten Spaziergängen verspannten Bänder lockern, den Atem kontrollieren und gleich einem „Fluss aus Licht“ (so nennt es die Trainerin) in alle Glieder strömen lassen. Alles ausblenden, das mich nichts anzugehen braucht, während dieser kurzen Auszeit. Auf mich selbst hören, nur auf mich. Doch das Gespräch mit Nina hat die Alarmglocken in meinem Kopf läuten lassen: Wie niemandem sonst (und mehr noch als meinen Kindern) gelingt es meiner Schwester, sich meines Inneren, meiner Gedanken zu bemächtigen. Ich ver falle ins Grübeln, und dieses ununterbrochene Wälzen von Problemen – sich ständig im Kreis drehende Betrachtungen, die wieder und wieder beim ein und demselben Thema landen –

macht die Wirkung von Pilates wieder zunichte. Eine mentale Unruhe, die mir nur allzu bekannt ist; und das gerade jetzt, wo ich überlege, ob ich nach Rom fahren soll oder nicht, wo ich einen klaren Kopf brauche, um mich dieser Möglichkeit zu widmen, ihr Für und Wider abzuwägen, ihr meine komplette Aufmerksamkeit zu schenken.

Autorin



©Barbara Ledda

Lisa Ginzburg lebt und arbeitet in Rom. Zu ihren bisherigen Veröffentlichungen zählen die Romane *Desiderava la bufera* (Feltrinelli 2002), *Per amore* (Marsilio 2016), *Au pays qui te ressemble*, Verdier 2019) sowie *Cara pace* (Ponte alle Grazie 2020, Finalist des Premio Strega 2021, Premio

Chianti 2021 – derzeit in Übersetzung für Brasilien, Frankreich, Spanien); die Kurzgeschichtensammlungen *Colpi d'ala* (Feltrinelli 2006, Premio Teramo 2007) und *Spietati i mansueti* (Gaffi 2016, Premio Renato Fucini 2017); die *Memoirs Malia Bahia* (Laterza 2007), *Buon-giorno mezzanotte, torno a casa* (Italo Svevo 2017) sowie *Pura invenzione. Dodici variazioni su Frankenstein di Mary Shelley* (Marsilio 2018); die Biografien *Anita. Storia di Anita Garibaldi* (e/o 2005) und *Jeanne Moreau. La luce del rigore* (Giulio Perrone 2021). Darüber hinaus schreibt sie regelmäßig Beiträge für die Tageszeitungen *Avvenire*, *Gazzetta del Mezzogiorno*, *Il Foglio* sowie den Kultur-Blog *Nazione indiana*.

Übersetzerin



Stefanie Römer, geboren 1966, studierte Italianistik in Freiburg und Urbino. Nach einigen Jahren in der Medienbranche arbeitete sie als Dozentin für Italienisch. Heute widmet sie sich vor allem der Übertragung literarischer Werke aus dem Italienischen und Englischen und

lehrt an der LMU Literarisches Übersetzen. Zu den von ihr übertragenen AutorInnen zählen u.a. Sandra Petrigani, Papst Franziskus, Luigi Capuana, Curtis Sittenfeld und Michael Wolff.



„Wir spielten ‚Lieblingstier‘: Nina war der Jaguar, ich die Schildkröte...“ Eine Mutter, die einfach verschwindet, ein Vater, der sich elegant aus der Verantwortung stiehlt. Zwei Schwestern so unterschiedlich wie Sonne und Mond, untrennbar miteinander verbunden durch eine große schmerzhaft Leere, die sich durch ihre Kindheit und Jugend zieht und tiefe Wunden hinterlässt. Doch manchmal bedarf es erst eines Wiedersehens mit den Orten der Vergangenheit, um sich endgültig aus alten Fesseln zu befreien und zu erkennen, dass wahrer innerer Friede keinen Panzer braucht.

„Ein Buch, das unter die Haut geht, therapeutisch und mit einem überraschenden Ende. Denn wenn das Leben die Chance bietet, ein Jaguar zu sein, ist es womöglich der falsche Weg, sich ständig in seinem Panzer zu verkriechen.“

ROMANA PETRI, *Io donna, Corriere della Sera*

„Lisa Ginzburg geht der Zerbrechlichkeit von Paaren auf den Grund, gräbt in den Trümmern einer Familie und erzählt mit origineller Virtuosität vom mühsamen Erwachsenwerden der Frau in ihrer Rolle als Beschützerin der anderen, aber auch ihrer selbst.“

DOMENICO STARNONE

WWW.NONSOLOVERLAG.DE